

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 29 (1942)
Heft: 12: St. Gallen II

Artikel: St. Gallerland - St. Gallersprache
Autor: Linder, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-531094>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

St. Gallerland — St. Gallersprache

Wie der Schreiber dieser Zeilen als kleines Bublein vom winzigen Dörfchen hinter den sieben Bergen ob dem blauen See aus grossmütterlicher Obhut von den Eltern in der Hauptstadt „höherer Bildung wegen“ wieder zuhause genommen wurde, ging ihm zum erstenmal ein Lichtlein auf, dass die Welt der Menschen eine recht komplizierte Sache sei: er hatte die ersten paar Tage die grösste Mühe, seine Geschwister zu verstehen, und die Buben und Meitli des Gässchens, das nun für viele Jahre seine Heimat wurde, hatten ihren grössten Spass, das kleine Kerlchen immer und immer wieder zu fragen, wie er dem und dem sage. Die Kinder, alle aus einfachen Verhältnissen stammend, vernahmen ja sonst nur die Sprache ihrer engsten Umgebung. Vom Radio wusste man noch gar nichts; wenn man aber ein Reislein wagte, so führte es in aller Bescheidenheit über die benachbarten Eggen in ein blitzsauberes Appenzellerdorf oder, wenn man gar mit dem Zug heimfahren durfte, hinunter an den Bodensee, wo man sich nicht satt sehen konnte an den landenden und abfahrenden grossen Schiffen, die die Namen von Fürsten und Fürstinnen trugen und einem Land gehörten, das viel, viel mal grösser sei als das unsrige, die Schweiz. Es gab, wie das Bublein später in der Schule merkte, in der Stadt einen ganzen Haufen Kinder von Leuten, die von Orten über dem grossen See kamen, aber es schien ihm, dass sie nur ein klein wenig anders redeten als die Kinder der Stadt und dass er allein als wildfremder verflogener Vogel betrachtet würde. Noch nach vierzig Jahren, als irgendwo von dem Schreiber gesprochen wurde, sagte jemand, der nur kurze Zeit im Gässchen gewohnt hatte: Ach so, den hab ich auch gekannt, er hatte eine so merkwürdige Sprache!

Nichts wie die ganz und gar verschiedenen Mundarten kennzeichnet so deutlich die künstliche Zusammensetzung des Kan-

tons St. Gallen, die für seine Entwicklung auch heute noch in mancher Hinsicht ein Hindernis bildet, das nicht immer leicht zu nehmen ist, auch wenn der Fluss der Zeit die ehemals sehr breiten Gräben so ziemlich ausgefüllt hat.

Sehr deutlich heben sich zwei grosse Sprachgebiete heraus. In Ost und Süd das ursprünglich rätoromanische Gebiet, an den beiden grossen Römerstrassen, deren eine von Chur nach Bregenz verlief, die andere, bei Sargans abzweigend, die Tal-schaften von Seez und Linth für alle Zeiten an Zürich anschloss. Der Norden und Westen dagegen, Fürstenland und Toggenburg (abgesehen von dessen oberstem Teil) ist fast rein alamannisch. Die germanischen Einwanderer fanden hier nur spärliche Siedler, die auf die Entwicklung der Kultur keinen wesentlichen Einfluss hatten. Flur- und Ortsnamen sind denn auch hier fast ausnahmslos deutsch.

Ein Norddeutscher äusserte sich einst, von allen schweizerischen Mundarten sei ihm die st. gallische die verständlichste. Er meinte die stadt - st. gallische, wie sie heute von der jüngeren Generation gesprochen wird. Die Gründe hiefür sind nicht so leicht zu sagen; sie wurzeln, wie meist das Sprachliche, in verschiedenem Erdreich. Sehen wir erst einmal die Merkmale dieser „dem Gemeindeutschen ähnlichsten“ schweizerischen Mundart. Vor allem fällt die reine Aussprache von e, a und o auf, das zierlich-saubere ei und das vollständige Fehlen des breiten, nach a hinneigenden ä-Lautes. Das i ist wohl das spitzigste, das weit und breit zu finden ist.

In welchem Munde könnten Mörikes Verse

Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee,
wenn er wandelt auf des Berges Höh';
zierlicher schreibt Liebchens liebe Hand,
schreibt ein Brieflein mir ins ferne Land;

wohl feiner klingen als in dem einer ebenso feinen St. Gallerin, Im Gegensatz zum so na-

hen Appenzellischen sind die Tonintervalle beim Sprechen nahe beieinander, und die Nebensilben sind beinahe tonlos, was beides auch im Gemeindeutschen zutrifft. Diese Mundart klingt nicht leidenschaftlich, nicht sentimental, sie hat keinen starken Erdruch mehr, aber sie wirkt — verständig. Das will nicht sagen, dass man nicht auch in warmem Herzton in ihr dichten kann.

Wir geben als Probe ein Gedicht von Clara Wettach.

De Loftbaloo.

Jetzt, Meiteli, pass uuf,
de Loftbaloo goht uuf.
Er flüügt wiit ober Mart und Huus,
fascht luegt sich 's Meiteli d'Auge-n-uus.

Sis Glöck, es hät so schüli planget,
es isch blos ame Fade ghanget.
Es winkt und winkt — de Loftbaloo
will gwöss bis uf de Sentis goh.

's isch halt 's Glöck! Wenn's häsch, geb acht,
es flüügt devoo am Tag und z'Nacht,
und laufscht em uf de Sentis noo,
fendsch — wär weiss — 's Schnüerli no devoo.

Wer echter Buurger ist, also aus dem engsten, früher rein reformierten Stadtkern stammt, hat aus dem älteren Stadtdiom noch einige Besonderheiten bewahrt, die dem gewöhnlichen Stadt-St. Galler nicht geläufig sind und ihn von den alten Familien deutlich scheiden. Als Vertreterin dieses echten St. Gallerdeutsch kann man am Radio etwa Frau Frida Hilty-Gröbli vernehmen. Von ihr eine Probe aus ihrem Gedichtbändchen „Onderem Freudeberg“ (Buchdruckerei H. Tschudy, St. Gallen).

De Weenter isch choo.

De Weenter ischt jetzt choo is Land,
ganz liisli öber Nacht,
und hät dr Erde wiit und breit
e weichi Tecki gmacht.

Jetzt ischt die ganz Welt wiiss ringsomm,
d'Wees und de Gartehag
und ali Tächer vo dr Stadt,
so wiit me luege mag.

E jedes Chemi hät sin Huet,
e Chappè 's Gartehuus,
en Mantel treit en jede Bomm,
und chalt isch, 's ischt en Gruus!

Der aufmerksame Leser wird zwei Eigentümlichkeiten an Hand beider Gedichte finden. Statt Winter sagt der St. Galler Weenter, und so ähnlich: Meentig, Eente (Montag, Ente); und k spricht der Stadt-St. Galler wie kch, also eine Art Verbindung von Explosiv- und Reibelaut. Das gilt aber nur für die echten Stadt-St. Galler und die mit der Bevölkerung schon lange Verbundenen. Schon an der Peripherie der Stadt, die früher Abtgebiet war, sagt man nicht Stikcher, Zukcher, sondern wie im ganzen übrigen Kanton Stigger, Zogger. Dieses eigentümliche, partikularistische kch war früher geradezu Unterscheidungsmerkmal zwischen den reformierten Städten und den sie umgebenden Katholiken des äbtischen Fürstenlandes. Als eine Alt-St. Gallerin sich einmal versprach und Zogger sagte statt Zukcher, verwies man es ihr: Red doch nöd so kattolisch! Ein Ueberbleibsel aus der älteren Sprache der St. Galler ist das selten gewordene, früher aber durchgängige a für ei. Heute noch sagt man: I gang hamm (heim) und: kan eenzige (kein einziger). Sonst aber gilt diese Eigentümlichkeit als unfein, und das St. Gallerdeutsch, wie es in folgendem Satz noch festgehalten wird als Kuriosität, ist definitiv ausgestorben: Am Staama sis Maatli hät a Zaane voll Saapfe d'Laatere abe gschlaapft (Steinmanns Meitli hat eine Zaine voll Seife die Leiter herab geschleift).

Die zeitgenössische stadt-st. gallische Mundartdichtung ist im Vergleich zur üppigen Fruchtbarkeit des Bernerndialektes arm. Doch haben wir immerhin ein paar reizende Sachen, die in Geist und Fühlen des St. Gallers ohne Falsch einführen. So schrieb Dr. Diem, Konservator des Kunstmuseums, das idyllische Büchlein vom Sankt Galler Kinderfest (ein Fest, einzig in seiner Art, oft nach-

geahmt, aber nie erreicht in seiner einfachen, kultivierten Schönheit); von Frau Hilty-Gröbli gibt es ein Poesiebändchen: „Onderem Freudeberg“ und verschiedene kleinere Veröffentlichungen; Clara Wettachs Bändchen „Alles em Chrischtchind“ enthält Gedichte in Mundart und Schriftdeutsch und ihr zweites Bändchen „Alti Schprüch mit neue Cherne“, lauter Mundartgedichte. Dann besitzen wir aber seit 1937 einen Extraschatz, um den man uns vielerorts beneiden dürfte: ein St. Galler Singbuch für die Familie, das 60 Kompositionen von heutigen st. gallischen Komponisten nach Mundarttexten von unsern lebenden St. Galler Poeten bietet. „Chomm mit üs go singe“, heisst das gediegene Singbuch, gesammelt und herausgegeben von Hans Hilty, verlegt bei Fehr, St. Gallen.

Die verschiedenen Fürstländer- und Toggenburgerdialekte gleichen im grossen und ganzen dem Dialekt der Stadt. Im grossen und ganzen, sagen wir, denn ein Städter wird sagen, es bestehe ein himmelweiter Unterschied zwischen einem Jonschwiler und einem alten Stadtbuerger. Aber wir können hier nur die grösseren Gruppen zusammenfassen und bleiben drum bei unserer Meinung. Freilich finden wir hier im alten äbtischen Gebiet bereits an vielen Orten das nach a tendierende breite ä (das in der Phonetik des Gemeindeutschen soviel Mühe macht, bis es ausgerotet ist), aber sonst sind die Unterschiede nicht sehr gross. Ferner nasalieren einige Dörfer a vor n und m. Der Name des Weilers Than wird gesprochen: im Thâ; ich gehe heim: i gang hâ; Heimweh: Hâweh. Wie in der Stadt, so wird gegen den Bodensee auch wacker „gloorgget“, d. h. das r wird ganz hinten im Gaumen gesprochen und so vermindert, dass das Wort Kirche tönt wie Cheeche. Eine Gewohnheit, die unsern jungen „Engländern“ in der 2. und 3. Realschulklasse zustatten kommt. Im Toggenburg aber hat man das saftigste Zungen-r, das schon

Heinrich Federer so stark auffiel. Er hat viel Gutes und Gütiges von diesem zählen, geweckten Vöcklein gesagt. In Jonschwil, dort wo das unterste Toggenburg ans Fürstenland stösst, hat er ja seine besten und glücklichsten Jahre verbracht; dort bereitete sich sein an Farbe so reiches Schrifttum vor, von dort stiess er mit seiner „Jungfer Therese“ geradewegs in die Welt des Ruhmes. Von dort her aber kam um 950 auch Notker der Stammler, von dem Prof. Singer in Bern sagt, dass keines deutschen Dichters Wirkung nach Raum und Zeit grösser gewesen sei. Kam auch der andere Notker, eine Generation später, mit dem Zunamen des Deutschen, nicht nur weil er Teile der Heiligen Schrift ins Althochdeutsche übersetzte, sondern weil er auch als erster am Leib der deutschen Sprache Wissenschaft versuchte und sich eine Rechtschreibung schuf, um die wir ihn heute beneiden müssen. (Gings nach ihm, müsste heute dekliniert werden: der tac, des tages: also Auslaut stimmlos, Inlaut stimmhaft, genau nach Aussprache). — Schade, dass nicht schon sein Ohm, der erste Notker, wenigstens sein Kaiser Karl-Büchlein in Deutsch geschrieben hat, statt in Latein! Aber auch aus der Uebersetzung (im Inselverlag) meint man den witzigen Toggenburger zu hören, wenn er von dem alten bramarbasierenden Kriegsmann erzählen lässt, wie er sieben Wenden am gleichen Speer aufgespiesst habe: Jää, das sind jo nu Mogge gsi, sibni han i am gliiche Spiess ume trää!

Unwegsames Waldgebirge trennte die Toggenburgerlandschaft bis zum Zwölferkrieg (1712—1718) vom Linthgebiet. Wer vom Ricken herabkam, sah sich in eine neue Welt versetzt. Uraltes Kulturgebiet, wo der Frühling drei Wochen früher einsetzt. Ein römisches Lager befand sich einst da, wovon noch der heutige Name (Gaster = castra) zeugt. Das Gelände muss aber auch eine Menge wunderbarer Wiesen besessen haben, welche die viehzüchtenden Alaman-

nen besonders haben anziehen müssen. Kempraten, die Hundert Wiesen. heisst heute noch ein gesegneter Ort. Die alamanische Einwanderung vom Zürichgau her muss recht zahlreich gewesen sein und ging wohl nicht ganz ohne Gewalt ab: man lässt solch gesegnetes Gelände nicht so leicht im Stich. Die Sprache des Volksschlages neigt nach zürcherischer Vokalisierung. In der Alten Eidgenossenschaft waren die beiden Herrschaften Gaster und Uznach Untertanengebiete von Schwyz und Glarus. Aber es war eine Untertanenschaft, die nicht schwer drückte: man besass weitgehende Selbstverwaltung, wie übrigens auch im benachbarten Sargans, dem st. gall. Oberland, das eine Gemeine Herrschaft aller VIII Orte war. Die Freiheiten hatte man freilich nicht den Herren Eidgenossen zu verdanken, sie stammten noch aus der Zeit der feudalen Herrschaft, der man sie klug abzuhandeln verstanden hatte. Hier beginnt rätoromanisches Gebiet, wenn schon heute überall deutsch gesprochen wird. Auf den Höhen des Kunkels soll vor 120 Jahren noch romanisch gesprochen worden sein. Weitaus die Mehrheit der Orts- und Flurnamen ist nicht deutsch. Die vielen deutschen Geschlechtsnamen sollen über die romanische Grundlage nicht hinwegtäuschen. Es gab im Mittelalter eine Zeit, da man, um den deutschen Herren genehmer zu sein, oder auch bloss einer Mode folgend, sich deutsche Namen zulegte. Wir wissen ja heute um den gegenteiligen Prozess in Südtirol. In meinem Heimatdörfchen, wo es zu meiner Kinderzeit sozusagen nur Müller und Linder gab, sind 80 Prozent aller Flurnamen romanisch, und selbst unter dem währschaft deutschen „Böllenhäuser“ verbirgt sich ein Capölla oder Ca Paul, Haus des Paul. Noch mein Grossvater benannte das Gehöft, ein stattliches romantisches Haus mit steinernem, weiss gekalktem breitem Unterbau, mit dem richtigen romanischen Namen; der deutsche Name wurde zuerst nur scherzweise gebraucht; die

junge Generation, zum Teil zugezogen, nimmt ihn aber ernst. Man sieht, nicht nur Bücher, sondern auch Namen haben ihre Geschichte.

Die Sprechweise hier im Süden, wie auch im ebenfalls ursprünglich romanischen Rheintal ist grundverschieden von dem st. gallisch benannten Dialekt. Wie überall im Gebirge spricht man hier viel langsamer, und es liegt ein starker musikalischer Akzent im Tonfall. Der Wortschatz weist noch manches alte, im Fürstenland und in der Stadt nicht bekannte Wort auf, wie: Pipolper für Schmetterling (Stadt), Sommervogel (Fürstenland), Scharmutz für Papiersack, oder das Bestätigungswort: jo no kand! Als einen Rest romanischen Sprechtönen mag man mit Fug die fülligeren Einsilben betrachten. Nehmen wir irgend ein zweisilbiges Wort wie Mücke. In Nord und West des Kantons wird gesprochen: Mogge, wobei das o gegen u neigt. Im Sarganserland: Muggä; während in N und W das Schluss-e völlig tonlos ist, hat es im S einen starken Nebenakzent. Offenes o fehlt, und das geschlossene wird beinahe wie u (dr Muu = Mond, dr Suu = Sohn), in andern Ortschaften in gewissen Positionen wie ou gesprochen: Brout = Brot. Eigentümlich ist für einige Ortschaften, dass ss als Inlaut zwischen zwei Vokalen stimmhaft gesprochen wird: Waser statt Wasser, vergäse statt vergessen. Umgekehrt ist etwa weicher Konsonant als An- und Inlaut scharf stimmlos: Ggapple = Gabel. Kurze Vokale des Mittelhochdeutschen sind wie in den meisten schweizerischen Mundarten lang geworden: laaden, der Booden, Zieger, während sie — eine seltene Erscheinung — im Norden und Westen des Kantons kurz geblieben sind: bade, Bode, Ziger (a, o, i ganz kurz).

Dichterisch weist das gefühl- und leidenschaftsstarke Oberländervölkchen wenige Namen auf. Jakob Albrecht aus Sargans, der vor bald 50 Jahren starb, ist fast der einzige Mundartpoet geblieben. Sein „Maie-nihelütte“ ist zu lang, um es ganz wie-

derzugeben, aber einige Strophen mögen auch hier stehen.

Dem Maie-n-ihelütte
lous ich e gärni zue!
Me hätts sit alte Zitte
bis hinecht albigs tue.

Was leidig isch im Stettli,
laufft hüt is Gloggehus;
dört lund dinn ihre-n-etli
am Lütte d'Täubi us.

Si machend ihri Flause
und spöüzend chäch in d'Hand,
die Chnabe wänd hüt lütte,
die mögend das no kand

E Wili lüttet's zimme
im wunderschöne Chour,
dinn rüefts mit nu zwou Stimme:
Gäb Gott a fruchtbars Jour!

Er müg is Churt und Buhne,
dr Weise (Weizen) und dr Wi
vor Hagelschlag verschune
im Fäld und uf em Rhi.

Dr Türgge-n-ischt errunne,
d'Härdöpfel ggüggend au,
Gott gäb 'nen ihrni Sunne
und schiggne-n-ihre Tau.

Er läss is d'Oepfel groute
und d'Biire uf em Fäld,
die früene und die spoute,
und schütz is üsri Wäld!

Drum stigt das Maie-lütte
wie Andacht himmelwärts
und hät gär vil z'bidüttä:
Es würdt eim liicht um ds Härz.

Weiss man, dass ein Sarganser, Henne am Rhyn, zu einem unserer schönsten Volkslieder, Luegid vo Bärge und Tal, den Text gedichtet hat? Die Worte haben freilich im Laufe der Zeit eine mundartlich allgemeinere Färbung angenommen.

Zum schönsten, was wir in der Schweiz aber an anonym volkstümlicher Poesie besitzen, gehört der auf den Alpen im Singtönn gesprochene, geheimnisvoll anzuhörende Sarganser Betruf.

Ave Maria! Ave Maria! Ave Maria!
Bhüäts Gott und üser Herr Jesu Christ,
Lyb, Ehr, Hab und Guät, und alles,

was hier uma-n-ischt!
Bhüäts Gott und dr liäb heilig Sant Jöri (Georg),
där wohl! hier uf wachi und höüri!
Bhüäts un dr Heilig Sant Marti,
där wohl! hier uf wachi und warti!
Bhüäts Gott un dr heilig Sant Gall
mit synä Gottsheiligä-n-all!
Bhüäts Gott un dr liäb heilig Sant Pëiter!
Sant Pëiter, nimm dy Schlüssel wohl in dy rächti
Hand
und beschlüss wohl uf dm Bären syn Gang!
Dm Wolf dr Zahn!
Dm Luchs dr Chräuel!
Dm Rappen dr Schnabel!
Dm Wurf dr Schweif!
Dr Flug dm Greif!
Dm Stei dr Sprung!
Bhüät is Gott vor solcher bösen Stund!
Dass solsche Tiärli mögen weder chretzen noch
byssen,
so wänig als die falschen Juden
üsern liäben Herrgott bschyssen!
Bhüät Gott alles hier in üserm Ring.
Un die liäb Muetter Gottes mit ihrem Chind!
Bhüät Gott alles in üserem Tal,
allhier und überall!
Bhüäts Gott!
Un das walti Gott!
Un das tuä dr liäb Gott!
Ave Maria! Ave Maria! Ave Maria!

Der Betruf ist wohl uralte, stammt aus der Zeit, da noch Luchs, Wolf und Bär die im Freien nächtigenden Herden schlügen. Der Rappe ist der gefürchtete Lämmergeier. Drache (Wurf) und Greif gehören wie überall dem Volksglauben an. Wie in Bünden, spielen auch im Sarganser Sagenschatz die Venedigermannli eine Rolle, und in einer Höhle bei Mels soll der Tannhuser bei Frau Venus verweilt haben. Hingegen der Bär ist keine poetische Uebertreibung: im Herbst 1799 wurde im Weisstannental, das übrigens von Walsern besiedelt worden ist, von einem Melser Jäger der letzte Petz geschossen, und Wolfsjagden wurden noch im 18. Jh. von den Landvögten befohlen, aber „die Bauern hätten grad gemacht, was sie wellind“.

Rätöromanische Kultur reichte einst hinab bis zum Hirschensprung, einer Felsnase, die zwischen Berg und Rheinfluss gerade genügend Platz lässt für eine Strasse und die Ei-

senbahn. Die Landschaft W e r d e n b e r g, wie zum Teil noch das obere Toggenburg, hat manches mit dem Oberland gemein. Die Werdenberger, früher geplagte Untertanen der Glarner, sind Protestanten. Mitten drin im Ländchen ist die katholische Gemeinde Gams. Als alle übrigen Kirchspiele bei der Reformation bereits den Glauben gewechselt hatten und auch in Gams die Meinungen stark gespalten waren, veranstalteten die Gamser eine Wallfahrt in die nahe Kapelle Casenzen, um den Heiligen Geist um Erleuchtung zu bitten. Heimgekehrt, beschlossen sie, beim alten Glauben zu verharren. Das Ländchen macht heute eine grosse Krisis durch wegen des fast völligen Zusammenbruchs der Handstickerei. Ganz früher wanderte der Bevölkerungsüberschuss einfach aus, besonders nach Amerika. In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts kam die Handstickerei auf. So wurde der Arbeitsraum mit einem Mal grösser. Man baute an das Haus ein „Lokal“, stellte eine oder zwei Maschinen hinein, und nun war es möglich, auch nur mit einem Gütchen kleinsten Masses, mit Ertrag für drei oder vier Kühe, das Auskommen zu finden. Diese „Lokale“ sind heute meistens leer, wenn nicht Türken oder Brennholz drin aufgespeichert ist. Die kleinen Gütchen reichen aber nicht hin zum Leben und die Leute tun wirklich schwer. Dazu kommen noch die Rhein- und Wuhrsteuern. Was Wunder, wenn die Bevölkerung, einst eine Hochburg des Freisinns, heute das Heil bei den neuen Propheten der Jungbauern und anderen Neuerern sucht! — Sprachlich fällt die starke Diphthongisierung auf, die sich freilich noch viel weiter entwickelt hat im R h e i n - t a l, dem weiten Türken-, Reb- und Rietgebiet zwischen Hirschensprung und Bodensee. Die Rheintaler haben im Charakter bereits viel von den Appenzellern, deren Untertanen sie einige Jahrzehnte lang waren, bis die Eidgenossen es zu Handen nahmen, zur Strafe, weil die ungefügen Bergleute die Abtei St. Gallen mit Krieg überzogen. Die Spra-

che dieses lebhaften, erzgesunden Volksschlages nachzuahmen, ist für einen Fremden rein unmöglich, umso mehr, da sie von Ort zu Ort stark differenziert. Als einzige Deutschsprechende links vom Rhein besitzen sie, wie die Bündner — aber die wohnen, wie die Reichsdeutschen, rechts des Flusses, — das reine k, also gesprochen ggh. So also einer sagt: Gghuhiggästli = Küchenkästlein, so ist's, wenn er sich nicht als Bündner ausweist, ein Rheintaler. Unsere Schreibweise zeigt auch, dass ch, auch vor dunkelm Vokal, fast so weich wie blosses h lautet. Die Vokalisierung spottet jeder Wiedergabe mit gewöhnlicher Druckschrift. Nicht nur Diphthonge gibt es, sondern sogar Triphthonge. Das erste Wort, das ich einst von meinen lieben Rheintaler Kameraden im Militärdienst vernahm, war: Gghumm, mr guoänd go goge. Ich merkte erst, als die Füsi sichs auf dem Strohsack gemütlich machten, was die Sache bedeutete. Im übrigen eine kleine Probe, deren Lautwerte sich aber bereits stark dem nahen Werdenberg nähern. Das Pröbchen stammt, wie übrigens auch Albrechts „Maie-n-ihe-lütta“, aus dem 2. St. Galler Heft der bekannten Sammlung „Schwizer-Dütsch“ von Orell-Füssli. Ausschnitt aus der „E i e r l e - s e t a - P r e d i g, erzählt von Oswald Gächter:

Es hät emol on deho e böses Wiib gha. Wenn er emol nüd zor bestimmte Stund ho cho ischt, hät er scho under dr Tür a verfluemeti Predig müesse aghöre. Amol ischt er im Chrischtmonat vonara Gant im Wirtshus zimli spot ho cho und het d Hustür zu sim irdische Paradis bschlossa gfunda. Trotz sim Tipsli hät er aber no a chli Verstand gha. Er niit der Ahau (nimmt den Scheitstock) vo dr Schitterbiig eweg und würft en in Weier näbet em Hus, s Wiib hät nüd gschlofa, dr Ahau is Wasser plätschere ghört und dmont (gemeint), dr Ma sei is Wasser ahi gkeit. In era Todesangst ischt si usigsprunge, um iren liebe Ma usem Wasser z'zua. Der aber ischt liisli zor offena Hustür ihi gschloffa und hät vo inna bschlossa. Wo si denn vor Chelti afange zitteret hät, lot er si wider ihi is warm Bett. Sii aber het en nie me usi bschlossa, und er het das erscht zwonzg Jahr spöter verzellt.

Wir wollen unsere Zeilen nicht mit der Nutzenanwendung des Eierlese - Predigers schliessen, sondern mit der Feststellung, dass in der alten Eidgenossenschaft das Rheintal, wo der Abt von St. Gallen die niedere Gerichtsbarkeit ausübte, und das von ihm regierte Toggenburg die ersten grösseren paritätischen Gebiete waren, wo Katholiken und Protestanten Kirche und Pfrundvermögen gemeinsam benutzten, resp. teilten. Hier zuerst war dem grausamen Gesetz Cuius regio eius religio eine Bresche geschlagen. Jahrhunderte bevor in andern Herrschaftsgebieten der Staatsabsolutismus auf religiösem Gebiet gebrochen wurde. Gewiss ging das Zusammenleben nicht immer leicht, und es gab, besonders in dem nie ganz beruhigten, immer und immer wieder nach der vollen Freiheit strebenden Toggenburg, Reibereien genug in religiösen Verwaltungsdingen. Und doch war dies von den Verhältnissen aufgedrungene Zusammenleben eine nicht hoch genug zu bewertende Vorprobe für das Zusammenleben der ganz verschiedenen Volksteile des künftigen Kantons. So dürfte es auch nicht von ungefähr kommen, dass der Kanton das Verhältnis zu den beiden Konfessionen auf eine Weise gelöst hat, deren Loyalität ihresgleichen sucht: Beide Konfessionen ordnen heute, nach 120jähriger Entwicklung, ihre Angelegenheiten ohne jeglichen Eingriff und ohne Bestätigungsrechte des Staates; zudem geniessen beide Konfes-

sionen das Recht der eigenen Steuererhebung. Gerade die besonderen Schwierigkeiten haben das St. Gallervolk in vielen Kämpfen immer und immer wieder gezwungen, eigene Wünsche und Forderungen an denen des gleich starken Gegners abzuwägen und die goldene Strasse der Mitte zu suchen. Im toten Winkel der Eidgenossenschaft gelegen — wir haben nur die Nachteile der langen Grenze; die Vorteile, die Zölle, gehören dem Bund — sind wir wirtschaftlich und politisch immer mehr ins Hintertreffen gekommen. Aber wir haben doch eine Tat vollbracht und arbeiten immer noch an ihr, die in ihrer Schwierigkeit keinem andern Kanton zugefallen ist: in gut hundert Jahren haben wir aus den heterogensten Landschaften, Volksteilen und Konfessionen einen Staat geschaffen, der die versöhnenden und verbindenden Ideen des Völkerbundes vorwegnahm. Das ist kein Kleines. Dieses echt föderalistische Denken, die von der Natur und Struktur geforderte Rücksichtnahme auf das Recht des andern hat das St. Gallervolk so geformt, dass es ohne lautes Klagen, ohne lautes Rühmen, aber in zäher, ruhiger Arbeit die Krise seiner Hauptindustrie überwand, von der 40,000 Menschen betroffen wurden. Es war eine Stunde der Bewährung, und sie hat ein gesinnungsreifes Staatsvolk vorgefunden.

St. Gallen.

Jos. Linder.

Scheffels „Ekkehard“ im Lichte der Quellen

Es gab eine Zeit, da das Wort „Ekkehard“ wie ein Zauberstab wirkte, der das Kloster St. Gallen und seine Blütezeit im 10. Jahrhundert ins grellste Rampenlicht der Wirklichkeit setzte, die Ekkeharde und die Notkere, einen Abtbischof Salomon und einen König Konrad, eine Herzogin Hadwig und eine Wiborada Reklusa aus ihrem tausendjährigen Schlafe erweckte und mit der urgewaltigen Melodie eines Walthariliedes verklärte. Viktor von Scheffel hiess der Zauberkünstler, und seine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert war sein Zauberstab.

In der Tat wollte Scheffel mit seinem Roman „Ekkehard“ ein Stück Mittelalter vor unsere Seele zaubern. Diesen Willen bekundete er mit dem Untertitel seines Buches „eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert“, mit den vielen Zitaten aus den Quellen im Anhang, die dem Roman den Stempel der Geschichte geradezu aufdrücken wollen, vor allem aber mit der Erklärung im Vorwort, er grabe alte Gebeine aus, belebe sie mit einer lebendigen Seele, so dass im Leben, Ringen und Leiden der Einzelnen der Inhalt des Zeitraumes sich widerspiegle und so den